

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 30. October 1823.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Gedanken über die Entstehung der Hagelwetter.

Die Naturforscher erklären die Entstehung des Hagels aus der Electricität, und ihr vorzüglichster Grund ist der, weil ohne Donner und Blitz kein bedeutender Hagel entsteht, und weil bey starken Hagelwettern der Blitz, und folglich auch der Donner, fast ohne Unterlaß fortdauern.

Wir wollen zwar der Electricität den Einfluß auf die Vermehrung und Vergrößerung des Hagels nicht absprechen; aber für den vorzüglichsten und noch weniger für den alleinigen Entstehungsgrund könnten wir sie nicht ansehen; denn noch hat kein Naturforscher genügend erklärt, wie sie den Hagel erzeuge, und wenn sie die alleinige Ursache desselben wäre, so müßte fast bey jedem starken Donnerwetter der Hagel entstehen, welches jedoch nicht geschieht.

Bey gänzlicher Windstille hagelt es nicht, der Donner und Blitz sey so heftig als er wolle, aber heftige Winde sind die steten Begleiter der Hagelwetter. Wir sind daher geneigt zu glauben, daß der Wind die vorzüglichste Entstehungsursache des Hagels sey. Auch läßt es sich am leichtesten begreifen, wie der Wind den Hagel erzeugen könne. Der Hagel ist gefrorenes Wasser, das ist Eis. Der heftige Wind erkaltet die Lustregion, in welcher die Gewitterwolken schweben, schnell und in so hohem Grade, daß die Dünste zusammen fließen und gefrieren. Je stärker die Kälte ist, welche plötzlich auf die wässerichten Dünste wirket, um so größer werden die Wassermassen, in welche die Dünste zusammen fließen. Dieses kann man an dem Helm einer Branntweinblase und an jedem blechernen Deckel eines kochenden Topfes beobachten. Durch die Winde werden die Wolken mit großer Heftigkeit zusammen gepreßt und die Wassertropfen müssen sich auch um so mehr in größere Massen vereinigen, und können ihre regelmäßig runde Figur nicht beybehalten. Diese Wirkung mag nun auch durch die Electricität vermehret werden, denn der Blitz zertheilt die Wolken, preßt sie zusammen, und verursacht auf kurze Zeit

einen Gegendruck gegen den Wind. Dieser ist bey Hagelwettern um so stärker, weil die Blitze schnell auf einander folgen und beynah nicht aussetzen. Bey Donnerwettern ohne Wind und Hagel wird man es oft bemerken, daß der Regen nachläßt und nach einem Donnerschlag sich schnell wieder verstärkt, weil die Ausdehnung, welche der Blitz verursacht, die Dünste in den durchströmten Wolken zusammenpreßt und in Regentropfen verwandelt.

Starke Hagelwetter folgen gewöhnlich auf sehr große Hitze, der Wind kühlt die Wärme in der niedrigen Region, zwischen den Gewitterwolken und dem Erdboden, nicht so schnell ab, wie in der höhern Region, in welcher die Gewitterwolken schweben, und der Wind vorzüglich herrscht; die untere Luftschichte bleibt daher noch eine Zeit lang dünner und widerstehet dem herabstürzenden Hagel um so weniger, mag auch wohl dazu beytragen, daß der Hagel im Herabfallen um so stärker gefriert, und sich vielleicht gar mit andern Hagelkörnern vereinigt. Denn es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Hitze, wenn sie schnell aber nicht anhaltend auf einen kalten Körper wirkt, seine Kälte vermehrt. Wenn man bey heißen Sommertagen einen Krug mit Wasser, Bier oder Wein in die Erde eingräbt und von dünnem Reiffholz ein schnell abbrennendes Flammfeuer darüber macht, so wird sich das Getränk dadurch merklich erfrischen.

Oft, und fast gewöhnlich, haben sich die Gewitterwolken weit verbreitet, und dennoch fällt der Hagel in einem schmalen Strich, von der Breite einer halben Stunde, gehet aber in die Länge meilenweit fort, wie der Wind seinen Zug, meistens durch Thäler, nimmt. Sollte man nicht daraus schließen dürfen, daß der Hagel nur im Windstrom und durch denselben erzeugt werde?

Für die Wirksamkeit der Electricität bey Erzeugung des Hagels führt man an: Die Hagelwolken ständen in einer niedern Region, in welcher im Sommer die Kälte nicht so groß sey, daß das Wasser zu Eis frieren könne; es müsse also eine andere Ursache als die Kälte der Atmosphäre vorhanden seyn, welche der Hagel hervorbringe. Man kann dieses alles zugeben, denn es folgt daraus noch nicht, daß die Electricität diese andere wirkende Ursache sey. Wir glauben vielmehr der Wind sey diese andere Ursache, er bringe die Kälte und somit auch den Hagel hervor.

Vielleicht daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,  
Wenn er mit mindrer Müh' die Wahrheit suchen wollte;  
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,  
Wosfern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.

Zu bedauern ist es nur, daß wir in ökonomischer Hinsicht nicht besser daran sind, wenn wir auch die volle Überzeugung erlangen, daß der Wind den Hagel hervorbringe, denn wir sind in der Theorie des Windes noch weiter zurück, als in der Theorie der Electricität und mithin noch nicht auf dem Wege, Hagelableiter zu erfinden. Doch müssen wir uns dadurch nicht abhalten lassen, weiter zu forschen.

## Etwas von Gemmen.

Es ist Modefache unsers Zeitalters geworden, sich mit den Denkmalen alter Kunst bekannt zu machen, sie zu sammeln, solche Sammlungen zu besuchen, zu beschreiben, und fast in allen beliebten Zeitschriften findet man etwas davon. Nicht alle unsere gebildete Leser haben Muße und Neigung, dieses Fach zu studieren. Sie lesen viel von Antiken, Cameen, Gemmen, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich sind, kaufen wohl Ringe mit geschnittenen Steinen, ohne die echten von den unechten unterscheiden zu können, und werden hintergangen. Wir hoffen daher, es werde ihnen nicht unangenehm seyn, hier einen kurzen Unterricht von den Gemmen zu finden. Wer wahrer Kunstkenner werden und selbst eine Sammlung anlegen will, der muß und wird sich von selbst um ausführlichen mündlichen Unterricht bewerben, die darüber vorhandenen Schriften lesen und durch den Besuch der vorhandenen Sammlungen seine Kenntniß ausbilden.

Unter Gemmen verstehet man Halbedelsteine, auf welche Figuren künstlich eingeschnitten sind. Sie sind von zweyerley Art, entweder sind die Figuren erhaben, oder vertieft in den Stein eingegraben. Jene nennt man Cameen, und diese Gemmen im eigentlichen Verstande. Letztere hält man für älter, weil sie leichter zu verfertigen sind, weßwegen man glaubt, die Kunst habe damit angefangen. Auch waren sie zu Siegeln nöthig und werden noch dazu gebraucht. Man nahm dazu mancherley Halbedelsteine, als: Opal, Onyr, Chalcedon, Carneol, Sardonyr und Achat. Heut zu Tage bedient man sich meistens des Carneols zu Siegeln.

Bei den Cameen hat meistens die Grundlage eine andere Farbe, als die darauf geschnittene Figur. Vorzüglich hat der Onyr solche reguläre Lagen, und wurde am häufigsten dazu verwendet. Die weiße Schichte des Onyr ist allemal Chalcedon. Es erfordert viel mehr Kunst, erhabene Figuren auf dem Stein hervor zu bringen als vertiefte, und daher findet man viele alte Cameen, welche nicht rein ausgearbeitet und vollendet sind. Unter den flach gehaltenen Figuren finden sich mehr ganz vollkommen schön ausgearbeitete, als unter den stark erhabenen. Eine der feinsten Cameen besitzt der Herzog von Devonshire in England. Sie stellt die Entführung des Palladiums vor. Zu einer vollkommen schönen Camee wird erfordert, daß die Farben des Grundes und der Figur sich vollkommen rein von einander scheiden. Manche sind auch nicht unversehrt erhalten, und von neuern Künstlern ergänzt worden. Oft ist auch der Grund, auf welchem die Figur stehet, nicht natürlich, sondern ein Blättchen untergelegt, welches durchscheint, und dem dünnen Grunde die verlangte Farbe gibt. Zuweilen hat man auch die Figur von ihrem ersten Grunde abgehoben, und auf einen andern Stein gelegt. Dieses ist besonders alsdann zu vermuthen, wenn der Grund außerordentlich fein polirt ist, denn bey den alten echten Cameen ist er meistens etwas ungleich und wellenartig. Die Alten haben meistens ihren ganzen Fleiß auf die Hauptfigur verwendet und die Ausbildung der Nebendinge vernachlässigt. Manche Kenner wollen behaupten, die Alten hätten die Steine niemals viereckig, sondern stets rund oder oval geschnitten; es ist aber ohne Grund. Zeichen der Echtheit sind, wenn die Buchstaben die antike Form und am Ende runde Punkte haben, wenn der

Stein sich noch in seiner antiken Fassung befindet, oder aus dem Orient kommt, wo die Künste in neuern Zeiten nicht geblühet haben.

Der berühmteste Camee war der, welchen der König Carl V. der Capelle des heil. Sulpiz in Paris schenkte. Er war einen Pariser Fuß hoch, und 10 Zoll breit. Tristan glaubte, er stelle die Feste vor, welche Tiberius dem Germanicus zu Ehren gab, als er die Germanier besiegte. Ob er noch vorhanden ist, wissen wir nicht. Der andere berühmte Camee ist in dem Schatz zu Wien. Die Anordnung, Reinheit der Zeichnung und Ausführung ist weit vorzüglicher, als an dem Pariser. August hält als Jupiter den Zepter und den Augurstab, sitzt neben der Livia, die als Schutzgöttinn Roms abgebildet ist, und über ihm das Zeichen des Capricorns. Neptun und Cybele stehen hinter seinem Thron und krönen ihn. Agrippina, Gemahlinn des Germanicus Cäsars, ist unter dem Bilde der Felicitas publica mit einem Füllhorn vorgestellt, und hat zwey Kinder neben sich. Auf der andern Seite ist Germanicus als Triumphator, und Tiberius, mit der Prätexta bekleidet, scheint von einem Triumphwagen herab zu steigen. Unten stehet man Überwundene und Siegeszeichen. Kaiser Rudolph II. soll ihn für 12,000 Ducaten erkaufte haben.

Vertieft eingegrabene Steine haben schon die alten Ägyptier verfertigt. Es ist meistens ein Käfer darauf; aber er ist dennoch kein sicherer Beweis von ägyptischer Abkunft, denn auch die Etrusker bedienten sich dieser Form. Die Griechen haben in dieser Kunst alle andere übertroffen, und noch kein Neuerer hat sie erreicht. Unter den ersten Kaisern arbeiteten die griechischen Meister Dioskorides und Solon zu Rom und waren sehr berühmt. Unter den griechischen Kaisern zu Constantinopel erhielt sich das Mechanische der Kunst, und kam später wieder von dort nach Italien. Lorenz von Medicis in Florenz, der berühmte Beschützer der Künste, hatte einen vorzüglichen Meister an dem Giovanni della Carniola, welcher den Beynamen deswegen erhielt, weil er vorzüglich in Carniol arbeitete. Unter den neuern Italiänern ist Valerio Vicentino, welcher unter Papst Leo X. lebte, der berühmteste.

Unter den Italiänern waren berühmt: im sechzehnten Jahrhundert Giovanni Bernardi, von Castel Bolognese; Matteo del Nassero; Gian Giacomo Caraglio; Valerio de' Belli; Luigi Anichini; Alessandro Zesari; Gian Antonio de' Rossi; Gasparo und Girolamo Misuroni; Giacomo de Trizzo und Annibale Fontana; im siebzehnten Jahrhundert finden wir nur den einzigen M. Paolo Rizzo zu Venedig; dagegen aber im achtzehnten Jahrhundert Flavio Zerletti; Carlo Constanzi; Domenico Landi; Girolamo Rossi; Giuseppe Corizzelli; Barnabe; Borghiani und Lorenzo Masini.

Unter den deutschen Steinschneidern ist Daniel Engelhard zu Nürnberg der älteste, er starb 1512. Lucas Kilian erhielt den vielsagenden Namen: der deutsche Pyrgoteles. Georg Höfler zu Nürnberg starb 1630. Seine berühmtesten Werke sind: das Wapen Königs Philipp II. von Spanien in Diamant, und das Bild des Königs Friedrich von Böhmen in Rubin. Ferner haben sich berühmt gemacht: Erhard Dorsch, der Vater, und Christoph Dorsch, sein Sohn, beyde zu Nürnberg, wovon jener 1712 und dieser 1752 starb; Philipp von Bekler zu Koblenz, gestorben 1743 zu Wien, Gottfried Kraft von Danzig, und Johann Anton Pichler von Weixen. Der geschickteste unter allen deutschen Steinschneidern war Lorenz Natter, geboren

1705 zu Wiberach in Schwaben. Er arbeitete fast ein Jahr lang zu Copenha-  
gen für König Christian VI.; diesem schenkte er sein Wapen mit der Grund-  
säule und dem Elephantenorden, ganz blasonirt, so klein, daß es nur den  
vierten Theil eines Zolls einnahm. Sein größtes Kunststück war ein Camee  
von Jaapis, welcher verschiedene Farben hatte, die er sehr geschickt anzuwen-  
den wußte, mit dem Bildnisse des Königs und einem Elephanten; und in  
Haag verfertigte er das Bild der Gemahlinn des Statthalters Wilhelm und  
ihrer beyden Kinder in erhabener Arbeit. Er starb im Jahre 1765 zu Pe-  
tersburg.

Man findet in Oesterreich, Preußen, Italien und Frankreich sehr ansehn-  
liche Sammlungen von Cameen und Gemmen.

### Briefe über die Dresdner Kunstausstellung.

(S c h l u ß.)

Einen wunderbar rührenden Eindruck macht es mir, wenn ich jenes Gemälde  
betrachte, welches den Achilles darstellt, wie er zürnend und gezwungen einwilligt,  
den Herolden, welche Agamemnon an ihn sendet um Briseis abzufordern, die blühende  
Jungfrau durch Patroklos zuführen zu lassen; es ist die letzte Arbeit des Gallerie-Ins-  
pectors Demiani, welcher vor wenig Wochen durch einen plötzlichen Tod den Seimen  
unerwartet und schnell entrisen wurde. Seit sehr vielen Jahren hatte er nichts ausge-  
stellt, hieran arbeitete er seit langer Zeit in seltenen Museseunden mit großer Liebe,  
doch achtete er es noch nicht für ganz beendet, als für ihn selbst alles irdische Streben  
endete! Studium, reifes Nachdenken und edler, reiner, antiker Sinn sind unverkenn-  
bar in diesem Gemälde, die Zeichnung ist brav, der Faltenwurf und die ganze Be-  
handlung der Gewänder vortrefflich. Die Stellung des in der Mitte sitzenden Achilles  
ist ausdrucksvoll, Gestalt und Haltung der Briseis sehr lieblich, man wünschte einzig  
den Oberarm derselben weniger stark, um besser zu der zarten schlanken Gestalt zu pas-  
sen. Ungeachtet dieser Vorzüge waltet aber doch eine gewisse Kälte in dem Ganzen,  
vielleicht hätte eine letzte Retouche auch diese überwunden! es bleibt immer ein werthes  
Andenken des streng prüfenden Denkers. — Sehr mannigfaltige Landschaften ziehen  
mich nun in diesem Zimmer an, doch ehe ich Ihnen von diesen erzähle, muß ich zweyer  
Gemälde gedenken, die mir zu wichtig scheinen, um sie bis zu meinem nächsten Briefe  
zu versparen. Das eine ist ein für die katholische Kirche in Pirna bestimmtes Altarge-  
mälde von Friedrich Kensch erfunden und gemalt. Es stellt die heilige Kunigunde  
vor, es ist ganze Figur, aber in halber Lebensgröße, da der Künstler durch den engen  
Raum gebunden war. Es ist schwer zu schildern, wie ergreifend dies einfache Bild wirkt  
in seiner stillen Würde und milden Frömmigkeit! Die ehrwürdige Heilige steht gegen  
Himmel blickend, sie hält das Modell der Kirche in der Rechten, ein Lilienzweig ruht  
in ihrer Linken, ihr sanfter Blick scheint um Segen und Weihe für das von ihr ge-  
stiftete Gebäude zu flehen. Sie ist im Matronenalter dargestellt, aber stille Verklärung  
und hohe Seelenruhe ersetzen jeden Erdenreiz, und geben diesen frommen Zügen einen  
Schimmer himmlischer unvergänglicher Jugend; der Nonnenschleier schmiegt sich um  
Haupt und Brust, eine Krone ruht darauf, in schönen Falten walt das blaue Gewand  
bis auf die Füße herab, der Purpurmantel, mit Hermelin besetzt, ist zurückgeschlagen.  
Der Fuß der Heiligen ruht auf dem Schilde, der landschaftliche Hintergrund ist still und  
heiter. Das Ganze ist eben so brav ausgeführt als schön gedacht, und macht dem Künst-  
ler sehr viel Ehre. Ein anderes größeres Altargemälde, Maria Rosalia darstellend, von  
Arnold, hat wohl manches Gute, aber es befriedigt bey weitem nicht so vollkommen.  
Dieser Künstler hat sich eine eigne Manier angewöhnt, alle seine Werke sehen sich äh-  
lich, tieferes Gefühl und strenges Studium vermist man immer; dieses Gemälde war

indef durch den Gegenstand eine so liebliche Aufgabe, daß es immer eines der gefälligsten wurde in der Reihe ähnlicher Werke, welche dieser Künstler lieferte. Maria erscheint auf Wolken sitzend dem heiligen Dominicus; ein Engel reicht auf einer Schale die himmlischen Rosen, welche sich in den Händen des Jesuskinds in den Rosenkranz verwandeln, den es dem Heiligen gibt. Der Engel ist die gelungenste Gestalt, Madonna und Kind sind nicht bedeutend, der Heilige ist weit vorzüglicher, doch grenzt die Verückung, in der er dargestellt ist, mehr an Verdrehung als an tiefgeföhnte Andacht.

Nun wende ich mich zu den Landschaften, wo diesmal viele recht ausgezeichnete Künstler um den Preis ringen. Lassen Sie mich den genialen Dahl zuerst erwähnen. Seine dießjährigen Arbeiten übertreffen die frühern an Farben:sameltz und Harmonie; ganz besonders schön ist eine große Landschaft im Charakter des italienischen Trolls; die vielen kleinen Wasserfälle sprudeln so klar, kühl und durchsichtig, herrlich ist die große Baumgruppe vorn mit den alten knorrigen Ästen und vielverschlungenen Zweigen, die fernen Felsen mit dem sie umziehenden leichten Nebelkor bilden einen sehr günstigen Hintergrund, alles ist der Natur abgelauscht, mit Liebe, Fleiß und Geschmack ausgeführt. In eine nordische Märchenwelt versetzt uns seine kleinere Landschaft: Troitinderre in Ramsdalen in Norwegen darstellend; wundersam in einander geschichtet thürmen sich diese Felsen, aus den niedern Hütten dazwischen zieht der Rauch empor, sich mit den Nebeln mischend, wir wähen Elfen und Zwerge, Kobolde und Berggeister hier zu erblicken und fühlen uns in die Heimath mancher nordischen Sage versetzt. Mehrere kleine Arbeiten Dahls, besonders eine Durchsicht durch Tannen neben einem Wasserfall, sind gleichfalls interessant, doch fühlt man, wie seine Genialität durch so engen Raum sich ungern beschränken läßt. Sein Klosterthor bey Neapel ist anziehend durch die ungemaine Wahrheit der Capuziner- und Mönchgestalten. Unter den Landschaften Friedrichs gefällt mir die in mittlerer Größe, welche Felsenjucken darstellt, die kühl empor ragen und wo vorn eine entwurzelte Tanne vom Sturm umgestürzt, eine Brücke zwischen diesen einsamen Klippen bildet, bey weitem am besten; die größere, eine Gebirgsgegend im Morgenduft vorstellend, erinnert sehr an ähnliche frühere Werke Friedrichs, und erscheint dadurch, daß die Ansicht nur von den Gipfeln genommen ist, und gar nicht in die Thäler dringt, ziemlich monoton; die kleinern flachen Landschaften mit Windmühlen beweisen, wie schlecht es Friedrich kleidet, wenn er prosaisch seyn will. Von dem wackern alten Professor Kengel ist eine größere Landschaft da, den ersten Schwirer darstellend, und zwey kleine Viehstücke, alle sind mit Wärme und Liebe ausgeführt. Sein trefflicher Schüler K. Fr. Faber lieferte mehrere recht brave Arbeiten, besonders vortheilhaft zeichnen sich eine Herbstlandschaft, eine Parthie aus dem Otrowalder Grunde und ein Fenster mit der Ansicht nach Dresden hin, aus; sie sind mit freyerm saftigern Pinsel gemalt als seine frühern Werke. Von dem berühmten Effectmaler Schönbeger sind zwey große Landschaften hier, eine Ansicht des Campo Vaccino, und eine südliche Gegend im Mondschein; ungemaine Kraft, Poesie der Erfindung und grandiose Behandlung zeichnen seine Werke aus, denen man jedoch bisweilen etwas zartere und fleißigere Ausführung wünschte. Den höchsten Contrast mit denselben bilden die beyden so ganz überaus zart und fleißig ausgeführten Bildchen des Professor Verfa to in Venedig, den Marcusplatz daselbst darstellend und das reichgeschmückte Innere der Marcuskirche, wahre köstliche kleine Cabinetstücke. Zwey größere Landschaften des Professor Mosch aus Liegnitz haben viel Gutes, besonders sind die Kloster ruinen und Gebirgsparthien schön behandelt. Sehr interessant erscheinen mir aber zwey große Landschaften von Siegert in Breslau. Dieß ist echt südliche Natur, aus dem Leben ergriffen, treu und sinnig dargestellt. Wie herrlich ist dieser Golf von Bajä, die klare blaue Meeresfläche dehnt sich in's Unendliche hinaus, wie ist aus der Landschaft das frischere Grün entschwunden! Wir fühlen es, wie glühend die Sonne auf diese Olivenpflanzungen scheint, aus deren Mitte sich die schlanke Pinie hebt; reizend ist der Vorgrund, dieß halb verfallene Gebäude mit seinem platten Dach und seiner nach dem Meer hin schauenden Terrasse ist überaus wahr. Wie gern folgen wir die verwitterten Stufen hinauf dem lieblichen Mädchen, welches eben dort die Nelkenstöcke in den zierlichen Blumentöpfen sorgsam begießt, während vorn unter schattigem Nebendach ihre

Schwester, die jugendliche Mutter, sitzt, mit der Spindel in der Hand, eines ihrer Kinder spielt zu ihren Füßen, das andere kömmt mit einer großen Traube herbeigelaufen; wir fühlen uns heimisch unter ihnen, und blicken mit Wohlgefallen auf den Alten, der eben das heimkehrende Geselein seiner Bürde entladen wird. Das Seitenstück hierzu sind die Wasserfälle bei Tivoli, schön aufgefaßt und ausgeführt. Auch hier ist der Vorgrund sehr hübsch staffirt durch eine ruhende Hirtinn mit römisch gefaltetem Kopftuch, die mit dem neben ihr lehrenden Hirten spricht. Wahre Parodie auf Kunst und Natur ist das gegen eine Landschaft, welche eine Ansicht des Klosters St. Valbina in Rom vorstellt von F. D. Hier sieht man die Nachahmung der Unbeholfenheit und Steifheit der ehrwürdigen alten Meister, es soll aussehen, als hätte es ein Giotto gemalt, alles ist hart und bunt, ohne Luft, ohne Perspective, ohne Harmonie, ohne irgend ein wahres Naturstudium! die Bäume sehen wie ausgeschnitten aus; wie furchtbar verzeichnet ist das Pferd, worauf jener Pilger reitet! die Wingerinn kniet vor den Weinstöcken, als wolle sie solche anbeten, denn Frömmigkeit muß einmal jedem solchen modernen, alterthümlichen Bild aufgezwungen werden. Solche Werke gehören zu den traurigsten Verirrungen unserer Zeit, und ich würde sie gerne gar nicht erwähnen, wenn sie nicht mit großen Ansprüchen aufgestellt würden! Für historische Malerey kann aus allen Gährungen dieser neuen Kunstschule wohl noch etwas Erfreuliches erblühen, für Landschaft aber nimmermehr.

Eine ganz andere, auch nicht erfreuliche Richtung des Kunststrebens ist die große gestickte Landschaft im Professorzimmer, Copie der Jagd von Ruysdael; es ist alles Mögliche hier geleistet, besser wäre es aber doch, es wäre unmöglich! denn unglaublicher Fleiß und Zeit sind hier verschwendet, um etwas hervorzubringen, was doch nur einer guten Untermalung gleicht, und von jeder nur mittelmäßig gemalten Copie übertroffen wird.

Die große Sepiazeichnung der Professorinn Seydelmann gleicht ihren frühern Arbeiten nicht, die sich durch Grazie und Gefühl auszeichneten. Die Wahl ist nicht glücklich, eine so wenig bekleidete Gestalt in Lebensgröße vertiert, wenn ihr der Zauber des Colorits fehlt; überdem behandelte die Künstlerinn die Sepia hier so, daß sie alles deckte und gar keine reinen Lichte aussparte, welche gerade in diese Manier etwas lebendig Geistvolles bringen. Die Zeichnung ist nach Raphael.

## Schauspiel.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien den 20. d. M. zum ersten Mal: Der Wolfsbrunn. Zauberspiel mit Chören, Tänzen und Märschen, in zwey Aufzügen. Musik von Herrn Franz Roser, Capelmeister dieser Bühne.

Der langen Reihe von vierfüßigen und befiederten zweyfüßigen Künstlern, die in Haupt- und Nebenrollen parodirt und figurirt haben, schließt sich hier ein grimziger Regent des Waldes wieder an, ein Wolf. Dieser ist der Held des Stück, das von dem fruchtbaren Volkstheaterdichter A. Gleich, nach einer Sage, die, wenn wir anders nicht im Irrthume sind, den Titel führt: Jetta, die Zauberinn, bearbeitet worden. Die Zauberinn Jetta ist in dem hier genannten Zauberspiel selbst verzaubert, und verurtheilt, allnächtlich als Wolf gestaltet im Forst herum zu irren, so lange bis das große Werk, ihren Geliebten zu zerreißen, ihr gelingt. Dann soll der Zauberbann sich lösen. In der That, ein höchst tragisches Princip! wozu nur etwas Romantif, Tiefe und Erhabenheit, wovon manche kritisirende Papagayen so viel faseln, noch hinzukommen darf, um die Dichtung zu verherrlichen. Diese verzauberte Prinzessin ist nun dem Amin, den das Schicksal in ihr Schloß geführt, mit heißer Liebe zugethan, und ernennt ihn feyerlichst zu ihrem Feldherrn. Dorusko, ihr mit Liebe ebenfalls ergeben, schöpft Arawohn, daß sie zur Zeit des Zaubers einen Nebenbuhler begünstige. Die Eifersucht erwacht; er schleicht in der verhängnißvollen Stunde in Ar-

mins Mantel gehüllt, der verzauberten Geliebten nach, die in Wolfsgestalt dermalen umherwandelnd, ihn für ihren Geliebten hält, und ihn dennoch zerreißt. Der Irrthum wird entdeckt, der Zauber ist gelöst. Jetta wird mit Armin vereinigt. Dies sind die Hauptbestandtheile der tragischen Handlung, in deren Katastrophe, der eigentlichen Zauberlösung einige Dunkelheit bemerkt wird. Der Aufzug und die Evolutionen im ersten Act geben diesem einen Vorzug, den man zum Nachtheil des Localeffects im zweiten Act vermisst. Die ernsthafte Seite solcher dramatischen Gebilde kommt gewöhnlich gar nicht in Betracht; desto mehr die komische, die hier eben nicht sehr wirksam ist. Durch den komischen Charakter des Burgvoats Löwenzahn (Herr Sybes der), der in guten Händen war, wird dieser Abgang einiger Mafsen ersetzt, wiewohl er nur Copie eines sehr bekannten und oft belachten in einem der älteren Stücke von K o h e b u e ist. Trotz allen Schwächen, die der Zauberbrunnen übrigens enthalten mag, hat der Verfasser doch, wie in den meisten Producten dieser Art, auf Tanz, Comparseu und Decorationen das Glück der Zauberdichtung zu begründen gesucht. Man kann das Stück mit einigem Recht ein Ballet parlant (so wie es ein tableau parlant gibt) nennen.

Die Musik ist dem Charakter des Ganzen angemessen, leicht und gefällig, deutet aber auch auf eine ziemlich flüchtige Behandlung.

Mlle. S i c h e n h o f f, die in der Rolle J e t t a's, der Feenfürsinn, ihren ersten theatralischen Versuch machte, zeigte besondere Gewandtheit für eine Anfängerin. Von technischen Erfordernissen kann in diesem Fall wohl keine Rede seyn, vielmehr bloß von natürlichen Gaben, in so fern diese zu Erwartungen berechtigen, oder sie beschränken. Das Organ hat die Eigenschaft der Deutlichkeit, die Haltung ist noch etwas eckig, Anlage zeigt sich überall.

Die Hauptperson dieses Zauberspiels ist und bleibt der W o l f, dessen Darstellung einen bedeutenden Pantomimiker erfordert, und er hatte seinen rechten Mann gefunden. Diesen vierbeintigen Artisten dürfte so leicht kein zweibeintiges, unbefiedertes, (wie jener griechische Philosoph den Menschen bezeichnete) auch gabelförmiges, künstlerisches Wesen übertreffen. Hier vereinigt hoher Pathos sich mit reichlichem Humor im schönsten Einklang, und beyde steigern sich, vom rauschenden Beyfall angetrieben, zur Begeisterung. Man muß sie sehen, diese graziösen Kopfverbeugungen, diese kunstfertigen Capriolen, dieses plastische Wedeln mit dem Schweif, um zu gesehen, daß der W o l f einen glänzenden Triumph feyert, daß er die Palme des Abends davon trägt. Die Ehre des Hervorrufens wurde ihm bisher immer noch zu Theil. Sein Dank äußert sich durch gewählte Zeichen des bescheidensten Gefühls. Manches junge, unzeitige Rescensentlein, das wenig Mutterwitz, aber desto mehr Eigendünkel und Bosheit besitzt, wodurch es sich, trotz der oft veränderten Zeichen seiner Unterschrift, nur allzu sehr verräth, möchte sich doch zu diesem Sohn des Waldes in die Schule der Discretion und seinen Lebensart begeben.

#### M o d e n b i l d XLIV.

Kleid von Battist-Linon mit gestickten Falben von demselben Stoffe garnirt. Das Häubchen von Tulle anglaise mit Gaze Bändern.

Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i c k.

Gedruckt bey Anton Strauß.





